

Tagung "Situations- und personenbezogene Didaktik" am 23.05.1978

Teilnehmer: Herr Z [REDACTED]  
Herr L [REDACTED]  
Herr B [REDACTED]  
Herr M [REDACTED]  
Herr H [REDACTED]  
Frau K [REDACTED]

Die stärksten Eindrücke, die ich bei dieser Tagung empfangen habe:

- Frage von Herrn Meyerbröker: " Was ist eigentlich unser Ziel?"  
Im Laufe der Sitzung wurde für mich klar, daß wir nicht zusammensitzen, um Veröffentlichungen vorzubereiten, um Modelle anzubieten, sondern um uns gegenseitig zu unterstützen, Impulse hin und her zu senden, neue Möglichkeiten der Gestaltung des Alltags zu finden.
- Herr Meyerbröker meldet an, daß er vertretungsweise Konfirmandenunterricht halten soll. Er kann ihn auch ausfallen lassen. Ich sehe augenblicklich die Chance, hier zusammen ein Praxisfeld zu betreten. Mein spontaner Vorschlag: Wir halten zusammen den Unterricht nicht als Zuhörer, sondern als Beteiligte. Schweigen. Aber von allen war Einlassen da. Dieses Einlassen finde ich sehr selten.
- Die Überlegungen: "Arbeiten wir in Gruppen oder im Plenum im Unterricht" wurden gelenkt von sachlichen Argumentationen: "Im Plenum machen alle die gleiche Erfahrung, wir können hinterher besser darüber reden" oder "in den Gruppen ist es leichter mit den Konfirmanden zu reden." Im Hintergrund stand die Angst jedes Einzelnen, was kann ich bewältigen, was nicht. Aber niemand sprach über seine Angst. Irgendwann wurde sie aber dann doch genannt.
- Ich habe Angst vor dem Unterricht, das sage ich auch laut. Es wird Verwunderung geäußert: "Das ist nicht angemessen". Nach dem Unterricht denke ich: "Vielleicht war es doch angemessen, weil ich Betroffenheit bei allen empfinde, besonders die Äußerung einiger: "Ich habe mich überschätzt".
- Von uns wird vermutet, daß wir sechs Erwachsenen die Konfirmanden bedrücken. Zu unserer Überraschung mustern uns die Konfirmanden interessiert und zeigen keine Angst.
- Sehr schnell begreifen die Konfirmanden, daß ich kein Lehrer sein will, daß ich Interesse an ihnen persönlich habe. Die Jungen in der ersten Gruppe werden daraufhin zutraulich und erzählen von ihren persönlichen Interessen. Die Mädchen in der zweiten Gruppe äußern offen ihre Kritik am Konfirmandenunterricht und dem Verhältnis zwischen Kindern und Eltern. Auch die Konfirmandin mit den dunkelroten Fingernägeln und den weißen Herzchen darauf läßt augenblicklich ihre arrogante Maske fallen.
- Die Überlegungen des Einstiegs: "Wie beginne ich im Unterricht hat einige Zeit bei uns in Anspruch genommen: Geschichte, Spiegel, Staub. Wir nehmen uns vor, so zu beginnen. Unser Austausch nach dem Unterricht zeigte, daß die präzise Überlegung des Einstiegs und Durchführung sehr stark blockte. Es war kein Einstieg, sondern ein Ausstieg. Es war keine Eröffnung, sondern eine Blockade. Die Kinder öffneten sich nicht, sondern behielten ihre hohe Distanz.

- Die Frage nach dem Interesse am Konfirmandenunterricht wurde von von Konfirmanden beantwortet: "Langweilig". Mein Vorschlag war: "Sorgt doch selbst dafür, daß er interessant wird". Die Antwort der Konfirmanden: "Da setzen wir unsere Kraft nicht ein, da ist uns anderes wichtiger..Das kostet uns zuviel Kraft, das lassen wir über uns ergehen". Besonders interessant für mich war, daß die Konfirmanden bewußt ihre Auswahl treffen und dort auch ihre Kraft einsetzen.
- Die Konfirmanden haben eine andere Sprache der Kommunikation. Sie setzen andere Signale als wir. Die nonverbalen Signale sind ihnen bekannt. Meine Frage: "Bist du ein Junge oder ein Mädchen?" wurde ausschließlich mit einer Handbewegung des Streichens über den Oberkörper beantwortet. Diese Geste übertraf alles an Eindeutigkeit. Jeder von uns verstand diese Sprache.

Am Schluß des Unterrichtes erzählte ein Konfirmand von seinen jungen Katzen. Er zeigte die Größe der Katzen an, in dem er seine Hände zu einer Höhle formte. Diese Bewegung gab nicht nur die Größe des Tieres an, sondern auch seinen Umgang mit den Tieren. Es war eine sehr sehr behutsame Gebärde.

E. Böttcher 1961

Aus unserem Experiment "KU aus dem Stegreif":

Zum Beispiel die Begegnung mit Thomas.

Fünf waren wir.

Einer war Thomas.

Vermutlich so 12 oder 13 Jahre.

Draußen regnete es in Strömen.

Deswegen konnte er uns auch nicht seine Bude in der Eilenriede zeigen.

Die hat er mit Jörg zusammen.

Die Bude ist gar nicht weit weg,

wenn wir laufen,

sind wir in zwei Minuten da.

Nun ist aber U n t e r r i c h t .

Da liegt das Thema - der Spiegel.

Was soll denn der Spiegel?

Mein Bruder, Du, der steht stundenlang vorm Spiegel und kämmt sich!

In aller Ausführlichkeit und Ruhe.

Eeh, das regt mich wahnsinnig auf!

Eeh, der findet sich wohl schön!!

Bis dem mal was paßt,

was er anziehen soll!

Thomas trägt ein blaues T-Shirt.

Hinten steht mit schwarzen Buchstaben,

schön im Halbbogen geklebt

sein Name THOMAS.

Vorne sind farbige Blitze und Strahlen auf seinem Hemd <sup>an</sup>genäht.

Mit Glitzerschrift steht "Peep". auf seiner Brust.

Thomas redet sehr viel.

Erzählt von der Schule,

vom Musiklehrer, der scheußlich ungerecht ist,

aber es gibt auch einen ganz tollen Musiklehrer,

aber den hat er nicht.

Was soll denn der Spiegel?

Thomas ist ungeduldig.

Mike und Jörg kommen kaum zum Reden.

Einmal gelingt es mir durch einen Augenkontakt,

Thomas zu bremsen.

Er scheint ~~scheint~~ schon zu verstehen,  
aber er hat so viel zu sagen,  
er möchte so viel loswerden...

Lehrer, Bruder, Klasse, Bude, Schwimmen, Clique, ...

Redet er immer so viel?

Hat er selten die Gelegenheit von sich, über sich zu sprechen?

Wes das Herz voll ist?

Was soll denn der Spiegel?

Thomas nimmt den Spiegel:

Der ist aber praktisch!

Man kann nach hinten sehen!

Das ist wichtig. Sonst geht es

"Kraaatsch-Päng!"

und die Autos stoßen zusammen.

Eeh, was!?

Nimmt den Spiegel und schaut hinein  
und beobachtet lange und ausführlich  
seinen Bruder,  
den Spiegelgucker,  
vergißt uns

bewegt langsam den Spiegel,  
dreht ihn hoch und runter,  
dreht ihn noch mehr ins Licht  
und schaut in den Spiegel  
und sieht seinen Bruder.

Am Schluß geht er noch mal so an mir vorbei und sagt:

"Das war mal toll so mit dem Spiegel. Einfach so reden ..."

---

Mich hat Thomas betroffen gemacht: Noch 24 Stunden später (!)  
weiß ich seinen Namen. Sehe sein Gesicht. Sogar doppelt: So und  
im Spiegel!

Aber Thomas? Welchen Stellenwert hat die Begegnung im Gemein-  
saal der Markuskirche in Hannover für ihn? War es für ihn ein  
schöner Augenblick? Heute längst vergangen und vergessen? Oder  
wird er, wenn man ihn im Jahre 2025 fragt: Wie fanden Sie den  
Konfirmandenunterricht? Antworten: "Das war toll! Da haben wir

Ich möchte weiter mit Euch/Ihnen nachdenken über

Betroffenheit - Glaube

Betroffenheit - junge Menschen / alte Menschen / Menschen auf  
der Höhe ihres Lebens

Individuelle Betroffenheit - kollektive Betroffenheit  
Betroffenheit und Familie

PROTOKOLL VOM 23.5.78

Wir rekapitulieren verschiedene Punkte, welche uns aus der Beschäftigung mit 'Betroffenheit', also im Umfeld, aufgegangen sind. Etwa 'Glaubwürdigkeit der mitteilenden Person', wovon wir später, wie sich dann zeigen wird, auf das Problem zurückkommen, inwiefern Sprache, inwiefern das gesprochene Wort heute Misstrauen verdient oder auch heute noch für glaubwürdig gelten kann.

Wir fragen uns: Betroffenheit, äussert sie sich in den verschiedenen Altersstufen verschieden? Oder hat Betroffenheit bei alten Menschen, bei Menschen, die mehr aus dem Gestern her kommen eine andere Qualität als bei Jugendlichen von heute, die mit anderen Zeitperspektiven leben, anders auf ihre Umwelt zu reagieren/sich abzuschirmen gelernt haben?

Dazu werden Beispiele vorgebracht. Der Behauptung, dass die Betroffenheit bei Jugendlichen eher wie ein Strohfeuer sei, wogegen sie bei Älteren in der Regel länger haftenbleibe oder festgehalten werde, wird entgegengesetzt, dass man diesselben Erfahrungen vorübergehenden Entflammtseins und ebenso raschen Wiedererlöschens auch auf Tagungen mit Erwachsenen aller Altersstufen gemacht habe.

Dennoch bleibt die Frage im Raum: Betroffenheit und Umgang mit / Zugang zu der Dimension des Glaubens - gibt es da nicht irgendwelche fassbaren Zusammenhänge? Altersreligiosität und Jugendgläubigkeit - ist das heute anders als zur Zeit unsrer Väter und Vorväter? Dabei muss ich dran denken, wie sehr nicht nur die Qualität der verbindlichen Beziehung, d.h. die Tugend der 'Treue' (Treue zu dem, was einen betroffen macht und gemacht hat) ausser Kurs geraten ist, sondern dass auch jede sie beschreibende Sprache, dass zumal die 'Sprache der Tugenden' völlig unbrauchbar, bzw. ungebräuchlich geworden ist. Dadurch ist ein Problem für den Umgang mit Betroffenheit aufgeworfen: kann ich damit überhaupt noch sprachlich, d.h. verbal umgehen? Oder inwiefern drückt sich heute Betroffenheit nicht viel adäquater körpersprachlich aus? Etwa durch Grimassen, Faxen, vor allem Tanz, Spiel, wozu übrigens auch viele sogenannte sportliche Betätigungen zu rechnen wären?

Dazu ein paar Beobachtungen aus der Konfirmandengruppe. Aus der ersten Gruppe sind mir ein Junge und ein Mädchen zugeteilt. Der Junge anfangs sehr steif und fast abweisend. Er lockert sich erst, als er Gelegenheit bekommt, nicht nur einfach von sich zu erzählen, sondern von dem Bereich, in dem sein Selbstbild am weitgehendsten realisiert ist. Das ist im Sport. Er ist Torwart in der Handballmannschaft. Das ist die Situation seiner Selbsterfahrung. Aber nicht nur Erfahrung von Selbstwert durch die Anerkennung vonseiten der Mitschüler usw. ('Da muss immer ich und kann kein anderer ins Tor gehen'), sondern ebenso bedeutsam die Erfahrung von eigener Körperlichkeit. Ich denke, dass erst sie ihn überhaupt empfänglich macht für die verschiedenen Formen der Anerkennung.

Nichtsprachlicher Umgang mit Betroffenheit, nichtsprachliche Ausdrucksmodi von Betroffenheit: Mimik, Gestik, 'Körpersprache'. Körpersprache, das ist immerhin etwas. Aber gibt es überhaupt (noch) so etwas wie eine Seelensprache? eine, die mitteilungs-fähig ist? Denn die geredete Sprache ist es offenbar nicht (mehr). Ist es schon insofern nicht mehr, als Misstrauen ihr gegenüber ihre kommunikative Potenz stark einschränken. Also an und für sich kaum die Sprache der Seele. Aber auch die Sprache des Körpers ist zweifellos nicht die Sprache, in der sie spricht und sich ausgedrückt findet. Man sagt, dass - wenn jemand Symptome körperlicher Erkrankung, körperlichen Leidens zeigt - die Seele sich Ausdruck verschafft hat. Aber das geschieht ja über den Körper. Gibt es für sie tatsächlich kein anderes Ausdrucksmedium?

Die drei Mädchen aus der zweiten Konfirmandengruppe: als wir uns zusammensetzen, sind sie - jedenfalls jede auf ihre Weise - kaum weniger verlegen als ich. Verlegenheit ist auch eine Art Betroffenheit. Dabei ist festzustellen, dass die drei mit ihrer Verlegenheit umgehen, während ich bemüht bin, meine Verlegenheit zu bemänteln. Ich unterdrücke sie, verschweige sie hinter irgendwelchen vernünftig fragenden Sätzen, während die drei Gören ihre Verlegenheit untereinander durch Blicke und Kichern kundtun, ja sich in gewisser Weise darüber mitteilen und verständigen, ihre Betroffenheit geradezu herausplatzen lassen im 'unterdrückten' Herumalbern und 'beredten' sich Anstupsen. Ich muss einsehen, dass dies ein Spiel ist, wo ich nicht nur altersmässig, sondern viel mehr noch ausdrucks-mässig ausgeschlossen bin. Ich spüre, dass mir zum Beispiel eine gewisse Ernsthaftigkeit den Zutritt zum spielerischen Umgang mit der Situation verwehrt. Ich habe Schwierigkeiten, mich daraus verständlich zu machen. Ohne die Sprache dieser Mädchen zu beherrschen. Andererseits spüre ich, dass sie sich der mir geläufigen Sprache verweigern würden. So gelingt es den Dreien tatsächlich, mich sprachlos dasitzen zu machen. Auch wenn ich rede oder frage. In den ersten paar Minuten. Und dazwischen - bis zuletzt eigentlich - immer wieder.

Folgerungen daraus: alle vier waren wir von der Situation, in der wir uns befanden, in gleichem Masse betroffen. Aber nur den dreien gelang es bis zu einem gewissen Grade, diese Betroffenheit zu kommunizieren. Bis zu einem gewissen Grade, keineswegs ausreichend. Nicht etwa im Hinblick auf mich, sondern auch untereinander. Denn indem sie einzeln, manchmal auch miteinander, herumalberten, stellten sie zwar untereinander eine Art verschwörerischer Notgemeinschaft her, einen notdürftigen Consens, der ihre Betroffenheit einigermaßen auffing, ohne allerdings irgendeine Beziehung zur objektiven Situation einzurichten. Oder auch zu meiner Person als dem Subjekt, das unter Umständen als für diese Situation verantwortlich gelten konnte.

Die Sprache der Betroffenheit. Es gibt, scheint mir, für keine Betroffenheit eine bereits vorhandene Sprache. Das ist ihr Problem, ihre Sprachlosigkeit, aus der sich der Betroffene immer wieder zu immer neuer Mündigkeit emporrappeln muss. Wie aus einer Benommenheit. Wiederfinden und wiedererfinden im Ausdruck, welcher einen wiedergibt.

Mithin ist gemeinsame Betroffenheit (wie die gemeinsame Verlegenheit in unsrer Gruppe) noch keineswegs eine wirkliche Gemeinsamkeit, über die man sich dann gemeinsam verständigen könnte. Und noch weniger eine Gemeinsamkeit, durch welche Gemeinschaft gesetzt wird. Vielleicht kann man sagen: gegebenenfalls und unter noch zu bestimmenden Umständen kann Betroffenheit, die einzelnen am gleichen Ort und im gleichen Zeitpunkt widerfährt, diese Einzelnen zu einer Gemeinschaft verbinden. Wenn es zum Beispiel gelingt, von der eigenen Betroffenheit einmal abzusehen und sie wiederzuerkennen im Anderen. Und danach die Betroffenheit des Anderen in sich hineinnehmen, für die eigene Betroffenheit nehmen. Was aber alles theoretische Überlegungen sind, die - wenn überhaupt - dann gewiss nicht auf diesem intellektualistischen Niveau ablaufen.

Also: Betroffenheit kann, muss aber keineswegs konstitutiv für eine Gemeinschaft sein. Aber wie steht es eigentlich umgekehrt: macht man die Erfahrung von Betroffenheit eher im Rahmen einer Gemeinschaft als innerhalb eines losen und zufälligen Gruppenzusammenhangs?

Dieser Frage nachgehen, ohne sie gleich beantworten zu wollen. In ihr würden wir uns der oben angeschnittenen Frage nähern, welchen Bezug Betroffenheit zur eo ipso sozialen Dimension von Glaube und Religion hat, bzw. herstellt. Und Glaube und Religion, geben sie vielleicht irgendeinen Grund, Hintergrund oder Wurzelgrund, für Betroffenheit ab?

Im Gespräch mit den beiden Kindern aus der ersten Konfirmandengruppe möchte ich 'Staub' thematisieren. Weil es mich gegenwärtig am meisten beschäftigt, ausgehend vom Staub, woraus der Mensch ist und zu dem er wieder zerfällt. Biblische Aussagen im Kontext von Alltagserfahrungen: Staubsauger, Staub beim Staubwischen ... Was ist das überhaupt, Staub? Der Staub der Bibel, der der Ökologen, numerisch gleich der Nachkommenschaft, welche aus Abraham erwachsen wird. Das interessiert mich brennend. Davon würde ich gerne mitteilen, und wenn's auch nur ein Funke ist, der da überspringt. Deswegen nehme ich den Staub zum Thema. Darin habe ich gegenwärtig mein Interesse, meine Aufmerksamkeit. Das ist nichts aufgezwungenes. Von da aus kann ich - so hoffe ich - aufrichtig sein.

Ich stelle mir vor, dass dies Thema, das mir so allgegenwärtig und eindringlich zu sein scheint, eines ist, an das man mit den Kindern gemeinsam herangehen könnte. Aber ich unterschätze die Last des Wissensvorsprunges, den ich habe. Er macht mich kopflastig. Er verwirrt die Kinder mehr, als dass er ihnen und ihrer Neugier aufhilft. Erst bin ich verwundert, dann beinahe bestürzt. Erst Stunden später, nach der Gesprächssituation, wird mir das Selbstverständliche deutlich (worüber wir schon so oft geredet hatten), worüber ich mir vor und während des Gesprächs mit den Kindern keine Rechenschaft abgelegt hatte.

Für die Kinder bin ich zunächst überhaupt nicht jemand, auf dessen Worte sie sich einlassen können. Sie kennen mich nicht. Sie sind befremdet. Durch mich. Mehr noch durch mich als durch das, was ich ihnen erzähle. Nämlich dies Befremden, dem vielleicht auch noch eine Spur Verängstigung beigemischt ist, macht es ihnen unmöglich, gelassen und aufmerksam zuzuhören. Ihre Aufmerksamkeit ist abgezogen. Sie ist auf meine Person gerichtet, nicht auf den Stoff, den ich ihnen vortrage.

Während ich, auf der Suche nach dem Grund für die Verständnislosigkeit, die ich zwischen uns spüre, meine Worte abtaste (rede ich zu schwierig? muss ich mich einfacher, in einfacheren Worten, in schlichteren Sätzen ausdrücken?), sie für die Träger meiner Mitteilung halte, habe ich vergessen, dass nicht sie, sondern meine Person - jedenfalls für die Kinder - der wahre Träger dieser Mitteilungen ist. Sie hören gleichsam über die Worte hinweg, versuchen über die Worte hinweg in mich hineinzuhören. Und der Stoff, den ich vorbringe, hat für sie keinerlei Stofflichkeit. Er ist ganz durchsichtig. Sie blicken durch ihn hindurch neugierig auf mich, wie man auf den Ansager im Fernsehen schaut, nachdem man den Ton abgedreht hat.

Ich wiederum erlebe das Geschehen oder - besser gesagt - das Nichtgeschehen wirklichen Geschehens, echter Interaktion, als einen bohrenden Mangel, als eine Kluft, welche ich zunächst mit Worten auszufüllen versuche. Bis ich erkenne, dass ich geradewegs ins Leere rede, solange ich rede und nicht dahin gelange, sie zu dem zu bewegen, wofür sie Worte haben. Wofür sie Worte haben, weil es sie angeht, innerhalb des Raumes, den ihr Bewusstsein erfüllt. Ich ahne, dass in dem Augenblick, wo sie aus sich selbst heraus zu Wort kommen, dass ihnen dann - und erst dann - auch das vernehmlich wird, was ich auf dem Herzen habe. Aber bis dahin könnte ich, statt wie ein Wasserfall Worte zu sprudeln, mir ebensogut ein Sieb schnappen und versuchen, es randvoll zu schöpfen.

Oder schnell zu [redacted] Z. [redacted] rüberlaufen und mir den Spiegel ausleihen, mit dem er - wie ich vermuten möchte - ebensowenig zurande kommt wie ich mit dem 'Staub'. Denn - dies ist, nebenbei bemerkt, vielleicht mit ein Grund für das Scheitern der thematisch orientierten Ansätze - Spiegel und Staub sind zwar zentrale, aber keineswegs neutrale Symbole. Sie sind hintergründig und infolge ihrer Bodenlosigkeit ebenso tief und hintergründig versunsichernd und angstbesetzt. Nicht zufällig markieren sie die Schwelle der diesseitigen Erfahrungsdimension und Lebenswelt. Dahinter liegt, für den ältesten Glauben, für das archaische Bewusstsein, für die primitive Vorstellungswelt, für die kindliche Phantasie - was wir auch alles als Genossen heutiger Zeit noch tief in uns stecken haben - ein erschreckendes Stück Unwirklichkeit. Da beginnt der unfassliche Bereich, der von drüben, aus der anderen und unbekanntem Seite her kommt. Aus Jenseits und Abgrund usw.

Gewiss, gerade darin hat unsere Betroffenheit ihre Ursache. Aber sie ist uns auch erst aufgegangen, als wir bereits auf vieljährigen Umgang mit Spiegeln zurückblicken konnten und nach einer ausgiebigen Lehrzeit in und mit den verschiedensten Erscheinungsweisen des Staubes.

Irgendwann, während ich noch über den Staub rede und das Thema so zu einem Knoten zu schürzen versuche, dass die Kinder darin ihr Mitbetroffensein entdecken (durch Autoverkehr und Industrieabgase eingestaubte und eingeäscherte Umwelt, darin aber wir selbst usw.), gelingt es, uns ganz sachte aus diesem Themenkomplex abzuseilen. Und zwar so: wir kommen auf den Staub zu sprechen, wie er in die Atmosphäre emporgewirbelt wird. Bis unter den Mond (dort ist schon ein Mensch gewesen). Ja bis in den Himmel, den die Flugzeuge durchfliegen. 'Ich bin schon mal Flugzeug geflogen', wirft der Junge, offensichtlich stolz darauf, ein. Woraufhin ich, offensichtlich erleichtert aufatmend, frage, ob er glaube,



dass jener Himmel, den er mit dem Flugzeug durchflogen habe, eben der Himmel sei, in den man komme (nach Erwachsenenansicht), wenn man brav, fromm usw. sei?

Achselzucken. Nicht mit den Achseln allein, sondern mit dem ganzen Gesicht. Das Mädchen sagt, sie sei auch schon mal geflogen. Nach Berlin. Die Flugzeuge sind eine Rettung aus der Ratlosigkeit, in die mich der 'Staub' gewissermassen versetzt hat. In der zweiten Gesprächsrunde mit den drei Mädchen erklärt die niedrigste von ihnen, wobei sie koketten Tonfall und einen schon recht glatt eingeübten Augenaufschlag voll zur Geltung bringt, sie wolle Stewardess werden. Niemand will Lehrerin werden. Eine will Arzthelferin werden. Wollte eigentlich ursprünglich Ärztin, dann aber bloss Arzthelferin, Zahnarzthelferin, weil sie kein fliessendes Blut sehen kann. Die Berufsvorstellungen erweisen sich als äusserst ergiebig für unserer Unterhaltung. Dennoch tue ich mich sehr schwer. Ich möchte zum Beispiel gerne wissen, warum die Stewardess nicht gleich Pilot werden wollte. Eine unübertrefflich törichte Frage. Wo doch ein Blinder sehen konnte, dass es dem Mädchen nicht darum ging, vorne irgendwo im Cockpit zu sitzen, sondern darum, unter den Augen eines erlesenen Jet(set)publikums aufzutragen, nach den Wünschen zu fragen, und vor allem in anmutigen Bewegungen hin und her zu schweben.

Jedenfalls ist die Frage so blöde, dass unsere Unterhaltung wieder einmal verstummt. Nach kurzem Schweigen: 'Meine Tante ist auch Stewardess!' - Nun bin ich wie gepletzt. So einfach läuft das mit den Traumberufen: nicht über Illustrierte oder TV, sondern über die Tante, die 'auch Stewardess' ist!

Mir fällt auf, dass alle Mädchen, auch das aus der ersten Gruppe, deutlich konturierte Vorstellungen von ihrem künftigen Beruf haben. Sie will Modezeichnerin werden. Sie macht jetzt schon Entwürfe. 'Schon mit eineinhalb Jahren habe ich zu zeichnen angefangen'. Wenn sie liest, liest sie irgendwas, das sie auf ihren künftigen Beruf vorbereitet. Sie kennt sich auch im Hinblick auf die Formalitäten der Ausbildung (drei Jahre Lehrzeit) überraschend gut aus. Der Traumberuf hat überraschend reale und realistische Konturen.

Anders der Junge. Er hat noch keine Ahnung, was er werden will. Er liest die 'Schatzinsel'. Ich bin froh, dass ich sie auch gelesen habe, aber das trägt wieder einmal nichts zur Situation bei. Der Schulweg. Langer Schulweg, kurzer Schulweg. Der Freund, sein bester Freund, hat einen sehr langen Schulweg. Er wohnt in Limmer. Ich stelle mir die Gegend vor, Leine und Leinekanal. Die Brücke mit dem Wehr. Die verwilderten Inselstücke unter und bei der Brücke. Ich frage ihn, weil ich mich das, wenn ich dort vorbeikam, auch schon öfters gefragt hatte, ob man auf diese Landstücke von der Brücke herabklettern könne. So kommen wir aus dem Frage-und-Antwort-Spiel ins Erzählen. Im Nachhinein muss ich sagen, dass mir diese Phase des Gesprächs am meisten Spass gemacht hat. Sie war am echtesten. Es klang sogar so etwas wie eine Übereinstimmung unterschiedlicher Erlebnisweisen an, indem sein Erleben und meines, bei aller Differenz, sich doch auf ein Gemeinsames bezogen.

Aber dann schien mir das Mädchen zu kurz zu kommen. Ich brach ab und sprach sie an, ohne sie wirklich ansprechen zu können. Die kleine Welt eines Mädchens. Die soll ein Fremder wie ich

entdecken in jener grossen Welt, in welcher die eigene Welt nur ein Tüpfelchen ist und der Abstand zwischen den Menschen alle verbindenden Wege verschluckt. Was für eine Verwegenheit, anzunehmen, Worte, Sätze, Fragen, aus blossen Vermutungen und Annahmen geboren, aus Analogieschlüssen und spärlichen Wahrnehmungen des in seinem lebendigen Wesen unbegreifbaren Gegenübers, Fragen, Sätze und Worte könnten da hinübertragen, könnten transportieren, ohne unterwegs wie lecke Fässer auszu-  
laufen. Wo man sich doch gar nicht kennt. So dass für den Andern kein Gegenüber ist, vor welchem sich dessen Rede abheben könnte, vor welchem das eigene Sprechen erst eigentlich Gestalt erhält.

Dies ist so etwas wie der Versuch, meine Betroffenheit in den beiden Gesprächssituationen zu beschreiben. Leider ist sie bloss von meiner Seite und als meine Betroffenheit geschildert. Die Beschreibung vonseiten der anderen, die sich ja mit in die Situation teilten, steht notwendig aus. So habe ich fast das Gefühl, dass sie wieder einmal, dass ihre Betroffenheit wieder einmal zu kurz kommt. Aber auch das Echo meiner Betroffenheit in ihnen. Dadurch ist, scheint's, wieder ein gerechter Ausgleich hergestellt. Der Weise würde da sagen: 'Die Menschen bleiben sich immer was schuldig, solange sie bloss untereinander bleiben. Und nicht unter Gott und Gott unter ihnen.'

